

Je mehr Angst, desto weniger Mitleid

Jeder in Israel und Palästina kennt jemanden, der Opfer eines Anschlags wurde

Juden und Palästinenser sind gefangen in einem Teufelskreis der Gewalt, der kaum durchbrochen werden kann. So scheint es. Doch jetzt haben sich in Berlin Jugendliche aus Israel getroffen, die zeigen, dass eine Verständigung möglich ist, obwohl sie selbst von Terror und Gegenterror betroffen waren.

Von Mareike Auener

Elad Segev war achtzehn Jahre alt, als er mit ankehen musste, wie ein palästinensischer Selbstmordattentäter sich inmitten aus Flaks Freunden in die Luft sprengte. Vier von ihnen riss er mit in den Tod, Elad überlebte schwer verletzt. Gemeinsam mit seinem Freund David Baruch und dem Palästinenser Aref Sayed ist er auf Einladung des Kirchenkreises Stadtmitt anlässlich der ökumenischen Friedensdekade nach Berlin gekommen. „Sie können es sich nicht vorstellen, wie es ist in Israel zu leben. Dort ist Krieg.“ sagt Elad. Dabei ist das Leben der drei jungen Männer auf den ersten Blick nicht viel anders als das europäischer Jugendlicher. Tagsüber arbeiten sie, abends treffen sie sich mit Freunden, gehen tanzen, haben Verbindungen mit Mädchen. Trotzdem ist alles anders.

„Jeder in Israel wird ständig mit dem Tod konfrontiert. Ich rechne jede Sekunde damit, dass einer aus meiner Familie oder aus meinem Freundeskreis stirbt. Oder auch damit, dass ich selbst sterben werde.“ erklärt der zweiundzwanzigjährige Aref. „Gerade durch meinen Besuch in Deutschland fällt mir auf, wie sehr mein Leben durch diesen Konflikt beeinträchtigt wird. Ich wünsche mir, irgendwann so leben zu können, wie andere Leute in anderen Ländern auch.“

Der Versuch, den Konflikt zu verdrängen

David versucht zu erklären, wo der große Unterschied zwischen dem Leben in Israel und dem Leben in anderen Ländern ist. Auch er hat vor einiger Zeit einen Selbstmordanschlag miterlebt, bei dem er aber nicht verletzt wurde. Dennoch sagt er, dass dieser Tag sein Leben verändert hat. „Wenn ich vorher im Fernsehen die Bilder nach den Anschlügen gesehen habe, wirkte das unreal auf mich. Als ob ich einen Kinofilm sehen würde, obwohl ich wusste, dass das in meinem Land, vielleicht sogar in meiner Stadt passiert war. Auch als Freunde von mir einen Anschlag miterlebt hatten und davon erzählten, konnte ich nicht wirklich begreifen, was da passiert war. Aber seit ich diesen Anschlag in meiner unmittelbaren Nähe miterlebt habe, habe ich schreckliche Angst. Vielleicht kann man sagen, dass ich sogar paranoid bin. Ich sitze in einem Café und sehe mich ständig nach einem potentiellen Selbstmordattentäter um. Der eine kommt mir verdächtig vor, weil er so ernst guckt, der andere, weil er so übertrieben unauffällig ist, der nächste hat eine große Tasche dabei, was mache ich, wenn jetzt eine Bombe explodiert? Wie komme ich hier raus? Wie kann ich mich retten? Und genauso denken alle in Israel



Israelische Mädchen bilden aus Kerzen das Friedenszeichen auf dem Rabin-Platz in Tel Aviv. Itzak Rabin wurde im November 1995 von einem rechtsgerichteten Israeli mit drei Kugeln erschossen. In Genf wurde im Dezember ein neuer Anlauf zur Verständigung unternommen. Foto: dpa

From „Die Kirche“ (The Church) No. 3, Sunday January 18

Keiner vergisst die Angst auch nur eine Sekunde.

Aus Israel wegzugehen, kommt aber für keinen der drei jungen Männer in Frage. David erzählt, dass er und seine Eltern nach Amerika zurückgegangen sind, als er zwölf Jahre alt war. Von dort waren sie nach Israel gezogen, als David ein Baby war. Aber als er sechzehn Jahre alt war, kam er allein nach Israel zurück. Es ist seine Heimat. Auch Elads Eltern sind weggezogen, zwar nicht aus Israel, aber aus Jerusalem. „Sie wohnen jetzt in Haifa, wo weniger passiert, und versuchen den Konflikt zu verdrängen.“ Wenn er abends unterwegs ist, rufen sie oft auf seinem Handy an, um zu wissen, wo er gerade ist.

Alle drei sagen, dass es für sie keinen Unterschied macht, ob jemand Israeli oder Palästinenser sei. David sagt, dass er sich auch vor der Weltöffentlichkeit wünschen würde, dass sie beide Seiten sieht und sich nicht immer für eine der Parteien einsetzt. „Das verschärft den Konflikt doch nur.“ Aref meint, dass auf beiden Seiten vor allem die Zivilisten leiden müssen. „Alle Mitarbeiter in Israel haben Angst um ihre Kinder. Die einen fürchten, dass ihr Kind bei einem Terroranschlag ums

Leben kommen könnte, die anderen, dass die israelische Armee ihr Kind erschließen könnte. Es ist das gleiche Morden, das mit nichts zu rechtfertigen ist.“ Trotzdem unterscheiden sie sich in ihren politischen Ansichten. Aref hat zwar den israelischen Pass, fühlt sich aber als Palästinenser und träumt von einem palästinensischen Staat mit palästinensischen Führern, in dem er irgendwann leben wird. Dass das so bald geschehen wird, glaubt er aber nicht. Er kritisiert den Mauerbau als Maßnahme, um die Palästinenser zu tyrannisieren. „Diese Leute werden eingesperrt wie Verbrecher, ohne dass sie von einem Gericht verurteilt worden wären. Israel hält ein ganzes Volk im Gefängnis.“ sagt er. David dagegen erklärt, die Mauer würde gebaut, um das israelische Volk zu schützen.

Keine Arbeit, keine Hoffnung

„Natürlich habe ich Mitleid mit den Palästinensern, wenn ich höre, wie schlecht es manchen geht. Andererseits wird Palästina immer mehr zum Niemandsland des Terrors. Dort regiert die Hamas und die Leute tun nichts dagegen. Wenn die

Israelis immer mehr Angst um ihr Leben haben müssen, sind sie weniger bereit, Mitleid mit den Palästinensern zu haben. Sie haben nur noch Mitleid mit sich selbst.“ Aref streitet nicht ab, dass die Terrororganisationen in den besetzten Gebieten sehr stark sind. Aber er meint, dass man den Palästinensern in den besetzten Gebieten nicht vorwerfen kann, wenn sie sich nicht für den Frieden engagieren. „Die Leute dort haben keine Bildung, keine Arbeit und keine Hoffnung. In manchen Gebieten ist jedes vierte Palästinenserkind unterernährt. Die Palästinenser wissen gar nicht, was Frieden ist, wie sollen sie sich dann dafür engagieren. Sie wollen einfach nur den nächsten Tag überleben. Man kann von ihnen keine Friedensdemos erwarten.“ Er wünscht sich, dass internationale Beobachter nach Israel kommen, damit sich die israelische Regierung nicht mehr alles leisten kann und die Leute in den besetzten Gebieten wieder besser geschützt sind vor Übergriffen der Armee.

David dagegen verteidigt die israelische Armee. Im Gegensatz zu Elad, der als Terroropfer nicht eingezogen wurde, hat er seinen Wehrdienst geleistet. Seine Eltern sind orthodoxe Juden, er selbst hat seine Kindheit im Jerusalemer Stadtteil Mea Shearim verbracht, „ohne der fundamentalistischsten Orte, den man sich vorstellen kann“, wie er selbst sagt. Obwohl er sich als Jugendlicher von diesem Milieu distanzieren hat, vertritt er doch eindeutig konservativere Ansichten als Elad. „Jedes Land hat doch mal ein anderes besetzt. Da ist Israel nicht das einzige Land. Wir dürfen nicht vergessen, dass Israel an seinem israelischen Traum baut.“ sagt er.

Die Meinungsverschiedenheiten sind enorm. „Die Parteinahme verschärft den Konflikt nur“, sagt Aref. „Miteinander zu sprechen ist unsere einzige Chance.“ sagt Elad. Gegen Ende des Abends schaltet sich Iana

Wilensky in das Gespräch ein. Sie gehört zur jüdischen Studentengemeinde in Berlin und lebt seit zwei Jahren in Deutschland.

Parteinahme verschärft den Konflikt nur

„Ich habe auch hier in Berlin Angst“, sagt sie. „In der U-Bahn traue ich mich nicht, hebräisch zu sprechen. Immer wieder hört man von Angriffen auf Juden durch arabische Jugendliche.“ Die Angst war auch der Grund, warum die jüdische Studentengemeinde auf die jährlichen Grabe zum jüdischen Neujahrsfest von der palästinensischen Gemeinde in Berlin nie reagiert hat. „Wir wussten nicht, wie wir damit umgehen sollten. Ich konnte Palästinenser nur als Selbstmordattentäter. Denn man kennt in Israel eigentlich keinen, der keinen kennt, der bei einem Anschlag ermordet wurde.“ Aber sie sieht ein, dass es wichtig ist, miteinander zu sprechen. Deshalb erklärt sie sich zu einer Zusammenarbeit mit Vertretern der palästinensischen Gemeinde bereit, die ebenfalls im Publikum sitzen.

„Die Angst auf beiden Seiten ist groß.“ sagt Elad. „Und diese Angst kann leicht zu Hass werden. Aber der Hass bringt uns nicht weiter. Nachdem ich den Anschlag überlebt hatte, gab es zwei Möglichkeiten. Entweder hätte ich zu Hause sitzen können und die Leute hassen, die meine Freunde ermordet haben. Oder ich könnte mich für eine andere Welt einsetzen, wo es keine Selbstmordanschläge mehr gibt. Und dafür habe ich mich entschieden. Ich habe auch vor dem Anschlag schon an den Frieden geglaubt, aber seit dem Anschlag fühle ich viel stärker, wie dringend unser Land und alle Menschen den Frieden brauchen.“



Aref, David und Elad (v.l.) erzählten in Berlin von ihrem Alltag in Israel. Die Gewalt ist eine Sackgasse, sagen sie. Foto: Auener